

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 193. Bromberg, den 23. August 1930.

Das Gift.

Roman von William le Queux.

Bearbeitet von Dr. Otto Borschke.

(25. Fortsetzung.) ———

„Der Baron ist an Herzschwäche gestorben, wie die Ärzte erklären," sagte mein Bekannter. „Sein Kammerdiener erzählte zwar irgendeine merkwürdige Geschichte, der man jedoch keinen Glauben beimaß. Die ganzen Zeitungen waren voll von dem Fall, doch nun hat sich die Aufregung schon gelegt. Wie ich glaube, wurde der Baron gestern begraben."

„Ich weiß, daß man den Fall nicht für verdächtig hält, Graham", sagte ich, „doch angesichts gewisser Umstände, die zu meiner Kenntnis gelangt sind, muß ich sagen, daß ich die Ansicht der Ärzte nicht teile."

Mein Bekannter lächelte ungläubig.

„Im Anfang war die Polizei, wie ich hörte, wohl zur Ansicht geneigt, daß es nicht mit richtigen Dingen zugegangen wäre, doch nach Abschluß der Erhebungen sind sie sich jetzt über die Todesursache einig."

„Sei es, wie es sein mag, ich für meine Person habe jedenfalls die Absicht, einige vertrauliche Erhebungen anzustellen," erklärte ich entschlossen, „und Sie sollen mir dabei helfen."

„Wenn Sie wollen, will ich Ihnen gern helfen, doch ich glaube, Garfield, daß Sie nur Ihre Zeit damit vergeuden — und auch die meine."

„Ich hoffe nicht," tröstete ich ihn. „Wüßte ich nicht ganz bestimmte Tatsachen, so wäre ich nicht von London hierhergekommen und hätte Sie nicht belästigt." — Graham, den ich seit einer Reihe von Jahren kannte, sah mich an.

„Sie vermuten also, daß da etwas nicht stimmt?" fragte er mich.

„Allerdings", erwiderte ich. „Ich bedarf Ihrer, Graham, damit Sie mich mit dem Kammerdiener des Barons zusammenbringen."

„Den Zeitungsberichten nach ist es ein gewisser Folcker, ein Schwede. Ich glaube schon, daß ich den Mann ausfindig machen kann."

„Das würde mir sehr nützen," erklärte ich. „Ich muß mit dem Manne sprechen und habe das bestimmte Gefühl, daß er mir das Rätsel bezüglich des Todes seines Herrn lösen könnte."

Graham lächelte; er schien mich nicht für ganz normal zu halten, doch er versprach mir, sich mit Folcker in Verbindung zu setzen. Bei den Verbindungen, die seine Firma besaß, konnte ihm das nicht allzu schwer fallen; ich war daher nicht überrascht, als er mich am folgenden Tage in meinem Hotel anrief und mir mitteilte, daß er Folcker ausfindig gemacht habe und daß dieser um sechs Uhr abends zu mir kommen werde.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Was der Kammerdiener erzählte.

Als ich um die angegebene Zeit in der Halle stand, trat ein junger glattrasierter Mann ein und wechselte einige Worte mit dem Portier, der ihn sofort an mich verwies.

Ich führte ihn in eine Ecke, und nachdem wir dort Platz genommen hatten, erzählte ich ihm von meinem Verdachte.

„Ich war durch fünf Jahre im Dienste des Barons und kannte alle seine Gewohnheiten," erklärte er dann. „Er war ein guter Herr, freundlich und entgegenkommend — ich bin mit ihm in allen Windrichtungen durch Europa gereist. In London, wo er eine zweite Wohnung in der Jermon Street hatte, waren wir oft."

„Das weiß ich," antwortete ich. „Doch sagen Sie mir jetzt, was Sie über den unerwarteten Tod Ihres Herrn wissen und was Sie vermuten."

„Die Sache hatte einen Haken, Herr", erwiderte er, ohne zu zögern. „Der Baron war ein kräftiger, gesunder Mann, der, obwohl er sehr reich war, ungemein einfach lebte und niemals später als um halb elf Uhr zu Bett ging. Fast sein halbes Einkommen widmete er wohltätigen Zwecken — ich weiß das sehr genau, weil ich oft dabei war, als er einen Scheck ausstellte."

„Schildern Sie mir nun genau die Vorfälle", bat ich.

„Eines Morgens", begann der Kammerdiener, „machte mir mein Herr beim Ankleiden die Mitteilung, daß er mit dem Auto nach dem Haag fahren müsse, da er dort ganz im geheimen mit einem Manne zusammentreffen wolle, der ihn in einem kleinen Hotel in der Oranje Straat aufsuchen werde. Er ersuchte mich, das Auto zu lenken, so daß Mullard, der Chauffeur, nichts von der Sache erfahre. Wir kamen zeitig am Nachmittag an und der Herr Baron, den man in dem obskuren Hotel nicht kannte, bestellte für uns beide einen Lunch. Er nahm die Mahlzeit auf seinem Zimmer ein. Gegen drei Uhr kam der Besucher, der zuerst beim Hotelier nachfragte und dann ins Zimmer meines Herrn geführt wurde. Er war meiner Meinung nach ungefähr vierzig Jahre alt, mittelgroß, elegant gekleidet und trug eine große runde Brille, wie sie die Amerikaner tragen. Sein Gesicht war gerötet und er hinkte ein wenig."

„Was geschah, während Ihr Herr mit dem Fremden beisammen war?"

„Der Baron gab mir den Auftrag, mit dem Auto in die Garage zu fahren, wo er mich beiläufig eine Stunde später telephonisch anrief. Als ich ihn dann sah, schien er schlechter Laune zu sein und befahl mir, nach Amsterdam zurückzufahren, so schnell ich könne. Auch mußte ich ihm nochmals versprechen, niemand etwas von dieser geheimen Zusammenkunft zu sagen."

„Und dann?" fragte ich gespannt.

„Als wir wieder zu Hause angelangt waren, wusch er sich, kleidete sich um und speiste allein. Vor dem Fortgehen zog er seine Handschuhe an — es waren graue, schwedische Handschuhe —, vertauschte sie aber dann mit einem Paar weißer, da er sich erinnerte, daß er in die Oper gehen wolle. Dann ging er zum Auto hinaus, rief aber plötzlich aus: „Oh, mein Kopf — mein Kopf!" und stürzte zu Boden. Ich

befand mich gerade hinter ihm und versuchte, ihn aufzurichten, aber er war schon bewußtlos und starb, bevor wir ihn noch recht ins Haus bringen konnten."

„Aus welchem Grunde vermuten Sie, daß die Sache einen Haken habe?" fragte ich.

„Ich habe die feste Überzeugung, daß mein Herr keines natürlichen Todes gestorben ist", erklärte der Kammerdiener.

„Sie vermuten also, daß der Fremde mit der Brille seine Hand im Spiele hatte?"

„Gewiß, wenn sich auch die Polizei über meinen Verdacht lustig macht. Wenn aber mein Verdacht unbegründet ist, warum hat sich dann der Unbekannte nicht gemeldet? Die Zeitungen brachten doch lange Berichte über den Vorfall."

„Das ist allerdings auffällig", erwiderte ich, „denn jetzt, wo der Baron tot ist, gibt es doch keinen Grund mehr zu einer Geheimtuerei, selbst wenn es sich um irgendeine große finanzielle Transaktion gehandelt haben sollte."

„Mein Herr empfing öfters so seltsame Besucher", warf Folcker ein. „Als er mit Herrn De Gex einmal in Aix-les-Bains war, kamen zwei sehr merkwürdig aussehende Individuen zu ihm."

„Mit Herrn De Gex?" erwiderte ich. „War der Baron denn ein Freund von ihm?"

„Gewiß, ein intimer Freund, sie hatten oft wichtige Geschäfte zusammen, an denen auch der Graf Chamartin aus Madrid beteiligt war."

„Ah, das ist aber interessant", bemerkte ich. „Besuchte der Baron, wenn er sich in London aufhielt, Herrn De Gex in der Stretton Street?"

„Sehr häufig", gab der Kammerdiener zur Antwort.

„Sie begleiteten vermutlich Ihren Herrn auf seinen Reisen?"

„Fast immer. Wir waren oft in Paris, Berlin, Rom oder Madrid, und dadurch erlangte ich ziemlich gute Kenntnis über seine Geschäfte. Sein bester Freund war Herr De Gex. Kennen Sie ihn vielleicht?"

Ich biß die Zähne zusammen und bejahte seine Frage.

„Ein äußerst lieber Herr", erklärte der Diener, „welcher der Dienerschaft gegenüber immer sehr gut war. Wenn er hier in Amsterdam bei uns war, bediente ich ihn stets."

„Lernten Sie vielleicht auch einen Freund von ihm kennen, einen Franzosen namens Suzor?" fragte ich.

„Ja, als wir bei Herrn De Gex in Florenz waren, weilte er ebenfalls als Gast dort."

„Vielleicht auch einen italienischen Arzt Moroni?"

Folcker schüttelte den Kopf und antwortete:

„An einen italienischen Arzt kann ich mich nicht erinnern, wir waren nur zwei Wochen in Florenz."

„Jedenfalls kennen Sie auch den Kammerdiener des Herrn De Gex, einen gewissen Horton?" erkundigte ich mich.

„Nein, der, den ich kenne, heißt Farmer. Ich bin mehr als ein Jahr nicht in der Stretton Street gewesen."

Es ergab sich demnach, daß Horton ein neuer Diener war.

„Haben Sie gar keine Ahnung, woran Ihr Herr gestorben ist?" lautete meine nächste Frage.

„Keine — nur sagt mir eine innere Stimme, daß er einem Anschlag zum Opfer gefallen ist."

„Warum das?"

„Weil er mehr als einmal erzählte, daß gewisse Personen von seinem Tode große Vorteile haben würden."

„Wer? — Seine Freunde?"

„Ich vermute."

„De Gex inbegriffen?"

„Das kann ich nicht sagen, Herr, doch ich weiß, daß Herr De Gex meinem Herrn eine hohe Summe aus irgendeinem Geschäft mit Ölgruben in Rumänien schuldete. Erst vor wenigen Monaten machte er in meiner Gegenwart einem seiner Freunde gegenüber die Bemerkung, er hoffe, De Gex werde die Angelegenheit bald ordnen. Er schien sich über die verspätete Zahlung zu ärgern."

Diese Neuigkeit stimmte mich nachdenklich.

War es wirklich möglich, daß der Tod des Holländers auf die Machenschaften De Gex' zurückzuführen war? Daß er dem Toten Geld schuldete, schien ja Grund genug dazu.

Ich fragte den Kammerdiener Folcker noch weiter aus und sagte ihm, daß ich eigens zu dem Zwecke aus London gekommen sei, um die Wahrheit über den Tod seines Herrn ausfindig zu machen.

„Ich werde Ihnen helfen, soweit es in meinen Kräften steht", erwiderte er mir.

„Gut. Ich möchte gern das Haus des Barons besichtigen — können Sie mich hinführen?"

„Gewiß, mein Herr", sagte er. Wir nahmen einen Wagen und fuhren über die Leidwe Straat mit ihren vielen Kanälen zum Vondel Park, der etwas außerhalb der Stadt liegt. Der Wagen hielt vor einem großen weißen Hause, das hinter einem hohen Eisengitter lag. Ein älterer Diener, der nun nach dem Tode des Eigentümers das Haus beaufsichtigte, öffnete uns.

Folcker führte mich in das Zimmer seines Herrn, in welchem man seit jener tragischen Nacht alles unberührt gelassen hatte, und zeigte mir, wie der Baron sich umgekleidet hatte und dann zum Diner hinuntergegangen war.

Dann führte er mich in das prächtig eingerichtete Speisezimmer und zeigte mir dort den kleinen Tisch vor dem großen Bogenfenster, das in den Garten hinausging, an welchem der Baron, wenn er allein war, seine Mahlzeiten einzunehmen pflegte.

„Als der Baron mit dem Essen fertig war, rauchte er eine seiner Zigaretten, die in Odessa speziell für ihn angefertigt wurden, dann rief er mich, bat um seinen Mantel und gab mir den Auftrag, das Auto zu bestellen", berichtete Folcker. „Er rauchte seine Zigarette aus und durchflog dabei die Abendblätter. Er schien aber nicht in bester Laune zu sein; die Unterredung mit dem Fremden im Haag hatte ihn aufgeregt, denn er brummte einigemal etwas vor sich hin."

„Sagen Sie mir nur eines, Folcker", unterbrach ich ihn. „In dem erwähnten kleinen Hotel im Haag wartete er auf jenen geheimnisvollen Besucher, nicht wahr?"

„Jawohl, Herr."

„Dann erschien der Besucher und Sie sahen ihn auch. Kam im Laufe der Unterredung dann Ihr Herr zu Ihnen heraus?"

„Ja. Ungefähr zehn Minuten nach der Ankunft des Fremden kam der Baron in die Halle des Hotels herunter und sagte mir, daß er mich wohl eine Stunde oder auch etwas länger nicht brauchen werde. Jedenfalls wollte er nicht, daß das Auto so lange vor dem Hotel stehe, da man es erkennen könnte, deshalb schickte er mich mit dem Wagen und dem Gepäck in die Garage."

„Der Fremde blieb demnach einige Zeit allein im Hotel?"

„Ja, etwa zwei oder drei Minuten. Doch weshalb fragen Sie, Herr?"

Wir standen nun in der Halle und ich blickte mich dort um.

„Ihr Herr erfreute sich seiner vollen Gesundheit, als er die Mahlzeit zu sich nahm und seine Zigarette rauchte?" fragte ich.

„Vollkommen. Er kam dann aus dem Zimmer heraus und hier gab ich ihm dann seinen Hut und Rock, die Handschuhe und den Stock. Nachdem er in den Rock geschlüpft war, zog er sich den linken Handschuh an. Plötzlich zog er ihn wieder ab, rieb die Finger nervös aneinander und sagte: „Ich habe vergessen, Folcker, ich gehe ja in die Oper — geben Sie mir weiße Handschuhe." Sie lagen dort im Kasten. „Ich nahm sie also von dort heraus und reichte sie ihm. Er zog einen davon an und wollte zum Tor gehen, wo das Auto wartete, als er plötzlich zu Boden stürzte — sehen Sie, dort war es!" Er zeigte durch das Fenster.

„Weshalb rieb er die Finger aneinander — war dies seine Gewohnheit" fragte ich.

„Keineswegs, er schien einen plötzlichen Schmerz in den Fingern zu spüren."

„Wieso einen Schmerz?"

„Das weiß ich nicht, der Gedanke schoß mir nur eben durch den Kopf. Er riß den Handschuh herunter und warf ihn auf den Tisch — dort liegt er noch, wie Sie sehen. Hierauf zog er die weißen Handschuhe an, stieg die Treppe hinunter und stürzte zusammen."

Er hatte Schmerzen im Kopf?"

„Ja, er rief zweimal aus, daß ihm der Kopf weh tue. Die Ärzte schreiben seinen Tod einer Herzschwäche zu, doch ich für meine Person zweifle daran. Ich bin überzeugt, daß es nicht mit richtigen Dingen zuging."

(Fortsetzung folgt.)

Sei gut und laß von dir die Menschen Böses sagen;
Wer eigene Schuld nicht trägt, kann leichter fremde tragen.

Fr. v. Bodenstedt.

Geflügelte Worte von Lenau.

Der am 22. August 1850 verstorbene Dichter Nikolaus **Lenau** lebt in manchem geflügelten Worte fort. Beispielsweise stammt „**der große Unbekannte**", der in Gerichtsverhandlungen so oft als Ausrede herhalten muß, von **Lenau**. **Büchmann** zitiert als geflügeltes Lenau-Wort: „**Lieblich war die Maiennacht.**" Dies ist der Anfangsvers des bekannten Liedes: „Der Postillion". Geflügelt ist auch aus Lenaus „Die drei Zigeuner", in denen der Weltschmerz des Dichters so scharf zum Ausdruck kommt, der Vierzeiler:

„Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet!"

Im Frühling hört man öfter zitieren:

„An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft!"

ohne daß die Herkunft dieses Zitats von Lenau wohl meistens noch bekannt ist. Es ist der Anfang des Gedichts „Die Liebesfeier".

Erlauschtes aus dem Tierreich.

Von **Albert Reinicke.**

Eine Fliege geriet in das Netz einer Spinne. „Wie kannst du dich vermessen, mich in meiner Ruhe zu stören!" rief die Spinne mit geheuchelter Entrüstung.

„Entschuldige, liebe Spinne, ich verirrte mich", stammelte die verängstigte Fliege.

„Dummheit ist immer am dreistesten!" schalt die Spinne weiter und stürzte sich beutegierig auf die hilflose Fliege.

„Ich will es in Zukunft gewiß nicht wieder tun!" beteuerte die Fliege und suchte sich vergebens zu befreien.

„Das kann ich mir denken", grinste die Spinne teuflisch. „Reue ist Einsicht, die leider zu spät kommt."

„Schuld an allem trägt dein hauchfeines Netz, das ich im Fluge nicht gewahrte, jammerte die zappelnde Fliege. „Warum spinnst du es?"

„Ich würde es gern unterlassen, wenn man mir die nötige Anzahl Fliegen liefern würde", versicherte die Spinne. Und sie verspeiste die Fliege.

*

„Es ist wirklich zum Verzweifeln", stöhnte die Schnecke, als sie wieder vor einem Maulwurfshügel angelangt war. „Welche Rücksichtslosigkeit, einem überall diese Hindernisse in den Weg zu legen, wo man schon so nicht vom Flecke kommt!"

„Nur keine Aufregung, das schadet der Gesundheit", grinste der Maulwurf. „Bedenke wohl: Hügel sind eine Zierde der Landschaft", dabei wühlte er lustig weiter.

*

Ein Rabe brachte einen kostbaren Brillantring mit in sein Nest. „Welch' herrliches Kleinod!" riefen die Jungen begeistert und bewunderten das Schmuckstück von allen Seiten. „Wo hast du nur diesen Ring gefunden?"

„Wo denkt ihr hin?" belehrte die Alte sie. „Ich habe ihn nicht gefunden. Ich sah ihn durch ein offenes Fenster auf dem Tische in einer Wohnung liegen. Welche Unbesonnenheit von den Menschen, dachte ich bei mir. Wie leicht könnte der Ring gestohlen werden, gibt es doch sogar Fassadenkletterer. Aus diesem Grunde nahm ich das Kleinod an mich und brachte es hier in Sicherheit."

„Das ist in der Tat sehr lobenswert", krächzten die Jungen. Sie waren stolz auf die Klugheit der Alten und schwuren, ihr später nachzueifern.

*

„Ich bin der größte und wichtigste Vogel weit und breit", schnatterte die Gans und watschelte in der Morgensonne spazieren.

„Daß ich nicht lache!" rief der Star. „Seit wann bist du denn wichtig, du dumme Gans?"

„Ich bin von großem Format", sagte die Gans beleidigt, „lege große Eier und habe auch einen großen Schnabel."

„Ja, einen großen Schnabel hast du allerdings", bestätigte der Star, „aber was du schnatterst, ist ohne Sinn und Verstand."

„Auf den Verstand kommt es heutzutage gar nicht an", erwiderte die Gans, „nur auf den großen Schnabel. Wer ihn am meisten aufreißt, steht überall obenan. Das große Format ist Trumpf!"

„Dumme Gans!" schrie der Starmatz. „Groß sein tut es nicht allein. Ich bin nur ein kleiner Vogel und habe keinen großen Schnabel, mein Lied aber entzückt jedermann. Das ist eben eine Kunst."

„Kunst!" lachte die Gans boshaft. „Wer gibt heute noch etwas auf Kunst? Meine großen Eier sind begehrter. Wir leben in einer großen Zeit!"

„Einbildung ist auch eine Bildung", entgegnete der Star, „Gegen deine Dummheit ist nicht aufzukommen."

„Meine Dummheit", schrie die Gans empört, „fällt bei dem heutigen geistigen Tiefstand gar nicht mehr auf. Ich bin, wie gesagt, beliebt wegen meines großen Formats."

„Ja, das bist du in der Tat", rief der Fuchs, der sich leise heran geschlichen hatte. Er fraß sie mit Behagen auf. Den großen Schnabel ließ er liegen. Und der klappert noch!

Das Geld liegt auf der Straße.

Skizze von **Franz Friedrich Oberhauser.**

Das Geld liegt auf der Straße, heute wie einst. Ich sah es. Mitten am Tage. In einem kleinen Geschäft. Es gibt eine Menge solch kleiner Läden im mittleren Newyork.

Ich dachte erst, es sei eine der bekannten raschen alltäglichen Auktionen, die dazu da sind, daß hundert eilige Kaufleute zu spät zu einer Verabredung kommen.

Aber diesmal war es keine Auktion.

Vor dem Laden hing eine Tafel: „Kein Verkauf!"

Von weitem, bis auf die Gasse hinaus, hörte ich schon die Stimme dieses märchenhaften Mannes, der bewies, daß das Geld auf der Straße liegt.

„Come on, boy, come on!" hörte ich, „Kein Verkauf!"

Es war ein Wohlfahrtsunternehmen, begann mit derselben Sache, wie alle anderen modernen Märchen in Newyork, mit einem „Fash". Mit einer Verwirrung durch Zauberkunststücke. Ganz gleich, ob es jetzt ein berühmter Bankmann ist, ein Ölfürst oder ein Gummiherzog; sie alle haben einmal mit ihrem „Fash" angefangen. Diesmal waren es Jongleurtricks und Witze im derbsten Newyorker Dialekt.

Die Menschen müssen vergnügt werden. Sie müssen bei der Sache sein. Man lachte über die Glossen, man lachte über einen Trick. Man lachte über den Verkäufer.

Plötzlich fährt der Mann los, mit jenem Schlagwort, das jeder Amerikaner liebt: „Time is money!" Er sieht lächelnd über die Kunden. Dann, lebhafter werdend:

„Wer hat einen Cent! Einen einzigen Cent! Ich will wissen, wie viel Geld in den Säcken ist. Wer läßt einen Cent springen? Er bekommt ein Paket! Ein Paket für einen einzigen Cent!"

Sofort wird ihm von einem Manne dieser Cent auf den Ladentisch geworfen.

„Das Paket! Mein Herr, Sie sehen . . . für einen Cent . . . eine gesunde Meerschaumpfeife!"

Fortgesetzt eilen draußen die Menschen vorbei. Bleiben stehen, wittern, kommen herein, immer mehr, schon stehen sie an der Wand, eng gedrängt.

Eine Meerschaumpfeife für einen Cent! Und da ist der Cent zurück! „Kein Verkauf!"

Weiter geht das Spiel. Alles ist aufgeregt. Zehn Männer bieten gleichzeitig: jeder wirft einen Cent hin, jeder bekommt ein Paket. Jeder bekommt den Cent zurück. Und jeder erhält eine Füllfeder oder eine gute Uhr oder eine Zigarettentasche.

„Und jetzt, Gentlemen, wer hat Geld, wirkliches Geld! Zehn Dollar, oder zwanzig! Für diese Pakete!"

Alles drängt jetzt vor. Alles will für nichts einkaufen. Alles will damit zu Hause prahlen. Es gibt keinen größeren Spaß für den Amerikaner als „for nothing zu erwerben.

Andere drängen sich zurück. Diese anderen gehören zu dem Verkäufer, zur Bande. Diese anderen waren die ersten, die Geld gaben, um es später zurück zu bekommen gegen Eintausch ihres Gewinnes. Schließlich stehen die wirklichen Käufer vorne. Das bemerkte der Mann.

Dann beginnt die große Sache.

Der Verkäufer ruft nach rückwärts: „Das große Paket.. mit dem wertvollen..." Aber er spricht es nicht aus. Er setzt fort: „Wer hat fünfundzwanzig Dollar?"

Keine Widerrede. Zehn Hände werfen das Geld auf den Tisch.

Jetzt wird der Verkäufer amerikanisch. Geschäftsmann. Busineßlike. Er wird grob.

„Well! Sie haben die Absicht, dieses Paket für fünfundzwanzig Dollar zu kaufen?" fragt er den ersten.

„Yes!" sagt der Mann und erwartet die Zurückgabe des Geldes. Er bekommt das Paket.

„Sie glauben doch nicht, daß man heute etwas für umsonst bekommt?" fragt der Händler lachend den zweiten.

„No!" erwidert dieser und nimmt ebenso lachend in der Erwartung seines gezahlten Geldes das Paket entgegen.

So geht das weiter, bis der zehnte an der Reihe ist. Immer mit einem Spaß. Der zehnte ahnt den Schwindel, aber zu spät. Der Mann hinterm Pult hat regelrecht verkauft, nie genau versprochen, den Käufern das Geld zurück zu geben. Er hat es immer geschickt zu drehen verstanden. Der Laden ist gedrängt voll. Der Verkäufer, ein Psychologe, ein Seelenkenner, kann es sich jetzt erlauben, Spott und Hohn über die Käufer zu werfen. Er kennt seine Amerikaner; es geschieht nichts anderes, als daß die Opfer eingeschüchtert und so rasch wie möglich den Laden verlassen; sie sind aufgesessen; schon beginnen die anderen über die Dummheit der zehn Käufer zu lachen. Was für ein Spaß, wenn man sieht, wie andere Menschen aufgesessen sind!

Draußen, hinter einem dunklen Haustor oder in den dunklen Gängen der Untergrundbahn, entdecken die zehn Leute, daß sie für fünfundzwanzig Dollar Zahncreme, Strumpfhalter, Nickelketten oder sonst eine Minderwertigkeit erworben haben.

Das Geschäft ist unterdessen geschlossen; ein Fang genügt für einen Tag. Lachend gehen die Unbeteiligten und Schlauen weiter. Unterhalten sich königlich über die zehn Hereingefallenen und bleiben an der nächsten Ecke selbst stehen, wo ein gerissener Kerl, im Trubel des Verkehrs, den Blick immer über die Köpfe der Käufer hinweg nach dem Polizisten, Radiumuhren für fünfundzwanzig Cents verkauft, die mindestens unter Brüdern fünf Dollar wert sind. Und kaufen die Uhren, hastig, rasch, um sie abends den Kindern als Spielzeug zu geben, die natürlich nicht wissen, wieso sie an diesem Tag zu einer solchen Uhr und zu solcher Freigebigkeit kommen . . .

Das Geld liegt auf der Straße, in Newyork und nicht nur in Newyork allein, das Geld, das die anderen zu verlieren jederzeit bereit sind.



Bunte Chronik

*Wie Al Jolson seinen Sonny-boy entdeckte.** In den ersten Frühlingswochen 1928 stand vor dem Gebäude der Warner Brothers Filmgesellschaft ein blauäugiger und dunkelhaariger kleiner Knabe und bewunderte mit kindlichem Entzücken einen prachtvollen Autowagen, der vor dem Ateliereingang stand. „So ein schönes Auto —", sagte das Kind zu seiner Mutter, „schenk mir doch bitte ein solches." Der Besitzer des Autos, Al Jolson, drehte sich um und war auf den ersten Blick von dem klugen Gesicht und den ausdrucksvollen Augen des kleinen Davey begeistert. Noch ehe die Mutter des Knaben ein Wort sagen konnte, ergriff Al Jolson den Buben und trug ihn auf seinen Armen die hohe Treppe des Ateliers hinauf. „Hallo," rief Al Jolson dem Manager zu. „Ich habe meinen Sonny-boy gefunden." Auf diese Weise wurde das glückliche Bündnis zwischen dem weltberühmten Filmstar und dem vierjährigen Filmknaben geschlossen. Der kleine Davey hat keine Ahnung von seinen großen Erfolgen. Seine Mutter erzählt ihm nicht, daß sie täglich für ihn Hunderte von Briefen empfängt, und daß sein Name in großen elektrischen Lettern die Kinos der amerikanischen Städte schmückt. Die Filmaufnahmen bedeuten für Davey ein Spiel. Als der Knabe mit den traurigen Stellen seiner Rolle fertig war, begann er ruhig und in Freuden seine Bilderbücher zu betrachten. Zur Premiere des Films „Sonny-boy" brachte ihn seine Mutter ins große Kino der Warner Brothers in Hollywood. Als der Film begann, ertönte eine laute Kinderstimme durch den Saal: „Das habe ich schon alles gesehen. Komm' doch Mutti, nach Hause."

* **Anonyme Bücher.** Ein Pariser Verlag beabsichtigt, Bücher ohne Namen des Autors herauszubringen. Der Verlag wird von zwei reichen Amerikanern finanziert, welche den Standpunkt vertreten, daß ein literarisches Werk nicht nach dem Namen des Verfassers, sondern nach dessen Inhalt zu bewerten sei. Die wirklich hohe Kunst müsse anonym sein. Die größten Werke der Menschheit seien oft namenlos. Wer schrieb die Bibel? Wer erbaute die Pariser Kathedrale? — fragen die Verleger in ihren Prospekten. Deren Schöpfer blieben unbekannt, und doch gehören diese Werke, wie manche andere, zu den größten Schöpfungen des menschlichen Geistes. Das erste anonyme Buch wird im September erscheinen.

* **Ein Fisch von 180 Zentnern.** In der Nähe der Insel Kuba, in der Bai von Cojimart, 5 Meilen östlich von Havanna wurde ein ganz außergewöhnliches Riesenexemplar eines Walfisches gefangen. Das Tier ist 34 Fuß lang und wiegt über 9 Tonnen, 180 Zentner. Der Assistent des amerikanischen Institutes für Naturwissenschaften berichtet, daß das Vorkommen dieses Monstrums von Fischern und Eingeborenen seit mehr als 3 Jahren bemerkt worden sei. Ein spanischer Kaufmann in Havanna hatte bereits seit vielen Monaten eine Anzahl Fischer finanziell unterstützt, die den Riesenfang machen wollten. Sie rüsteten sich mit stählernen Kabeln, Fässern, Harpunen und ganz besonderen Stricken aus. Die Haut eines solchen Giganten ist ungefähr 4 Zoll dick und kann mit gewöhnlichen Harpunen gar nicht durchstoßen werden. Zwei Boote wurden ausgerüstet. Als man den Wal endlich erreichte, gelang es, von jedem der Boote je eine Schlinge aus stählernem Tau über den Kopf um den Leib des Fisches zu werfen. Das Kabel wurde fest um die Brustflossen angezogen. Um zu verhindern, daß der Wal sich losreiße und wieder unter Wasser tauche, wurden an dem Kabel leere metallene Trommeln befestigt. Drei Harpunen wurden in die rechte Seite des Kopfes über die Kiemen gejagt und 50 Schüsse auf den Körper abgefeuert. Der Fisch leistete nur noch wenig Widerstand, als er aus dem offenen Meer in die Bucht gezogen wurde. Aber eine ungeheure Anstrengung gehörte dazu, das Untier an den Strand zu schleifen. Die Kräfte von 40 Männern reichten dazu nicht aus. Schließlich mußte man den Wal auf ein Holzgestell wälzen und mit Winden hochziehen. Der Fisch lebte noch 24 Stunden, nachdem man ihn an Land geschafft hatte.

Lustige Rundschau



* **Im Fach.** Der Tenorist F. erlebt Vaterfreuden. Es ist sogar ein Stammhalter. „Nun, wie macht sich der Filius?" fragt ihn beim Nachmittagskaffee ein Freund. „Stimme hat er", sagt der Sänger. „Nur die Tempi hält der Bengel noch nicht inne."

*

* **Komplimente.** „Ich versichere Ihnen, gnädiges Fräulein, daß Sie die einzige sympathische Person sind, die ich in diesem Lande getroffen habe." — „Dann sind Sie vom Glück mehr begünstigt gewesen als ich, denn ich habe noch keine getroffen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.